



*Isa Hiewler*  
*als Elisabeth in Wagner's*  
*Tannhäuser.*

als Elisabeth in Wagner's  
Tannhäuser.

Nachdruck verboten.

## Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

(Schluß.)

Seit seiner Rückkehr aus Deutschland war der tolle Graf wie umgewandelt; nicht, als ob er äußerlich seine Lebensführung wesentlich geändert hätte, aber es war ein anderer Geist in allem, was er that.

Er bewohnte wieder sein altes, ehrwürdiges, einer stolzen Burg gleichendes Schloß im Gouvernement Perm. Er ging auf die Jagd, nahm den Verkehr mit den Standesgenossen in der Nachbarschaft wieder auf, machte Besuche und empfing Gäste, aber wenn früher seine Ausflüge meist die dafür angelegte Zeit überschritten hatten, so kam er jetzt oft unvorhergesehen früh nach Hause. Mitten in der heitersten Gesellschaft konnte es ihm passiren, daß er aufsprang und das Anspannen bejahl, er habe etwas Dringendes daheim vergessen. Wenn er dann aber zu Hause eintraf, und seine Frau ihm erstaunt fragend entgegen blickte, dann wurde er verlegen, — er, der „tolle“ Graf, — und er warf

etwas hin von Langweiligkeit, es sei kein Schneid mehr in der Gesellschaft, sie versimpele mehr und mehr, dazu habe sich der Mentchikoff das Trinken angewöhnt, und der Dolgorudi sei ein hohlköpfiger Narr u. s. w.

Allmählich kam sie dahinter, was ihn heim trieb, und von da an ging sie ihm mit ausgestreckten Händen und ihrem freundlichsten Lächeln entgegen.

„Ich danke Dir, daß Du kommst, Wladimir Petrowitsch, ich habe mich nach Dir gesehnt, es ist so einsam, wenn Du nicht da bist.“

Dann strahlte sein Gesicht und sein ganzes Wesen, dann wurde er zum Kinde in seinem Eifer, ihr Liebes zu erweisen. Jeden Lusthauch hätte er von ihr abhalten, seine Hände ihr unter die Füße legen mögen, und am liebsten hätte er für sie die schweren, düsteren Mauern seiner Burg zu einem lustigen, sonnigen Himmelszelt geweitet, in dem sie als hehre Göttin thronen sollte. Er bildete sich ein, sie müsse in der Einsamkeit verkommen, und er wollte mit ihr nach Petersburg gehen und sie bei Hofe vorstellen, damit ihre Schönheit und Anmuth nach Gebühr gewürdigt würden. Er erdrückte sie fast mit seinen Geschenken und Wohlthaten; er sprach niemals von seiner Liebe zu ihr, aber seine Stimme bekam einen anderen Ton, sobald er das Wort an sie richtete; seine Augen folgten ihr auf Schritt und Tritt; der Graf Brontscheff, der immer nur gefordert hatte in seinem Leben, wartete geduldig auf eine Liebsjüngung von ihr.

Sie hatte zu kehren und zu wehren, sonst hätte er es bei seiner Neigung zu Absonderlichkeiten fertig gebracht, selbst seinen schier fabelhaften Reichtum in Geschenken für sie zu erschöpfen. — Es dauerte lange, bis er einsehen lernte, daß sie sich in ihrem Hause in möglichster

Ruhe und bescheidener Behaglichkeit am wohlsten fühlte, und auch dann begriff er es nicht. Er konnte sich von dem Gedanken nicht lösen, daß sie ihm ein schweres Opfer gebracht habe, als sie ihn, den Alten, dem Jungen vorzog, und wenn er selber das Geld zu gering achtete, um auch nur einen Augenblick den entwürdigenden Verdacht in sich aufkommen zu lassen, sein Reichtum könne ihren Entschluß beeinflusst haben, so meinte er doch, es sei seine Pflicht, sie mit ihm zu entschädigen, und ihre Gleichgültigkeit dagegen machte ihn rathlos und verwirrt. — Was konnte er denn sonst noch für sie thun? Dem tollen Grafen war sein ganzes Leben lang die ausschweifendste Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse als höchstes Glück und Lebensziel erschienen, — gab es Menschen, die das gering achteten, obwohl es in ihrer Macht stand, es zu erreichen? Das eigenste, innerste Wesen seiner Frau blieb ihm verschleiert, wie das Bild zu Sais, — er sah es so wenig, wie des Doctors bedingungsloses Entzagen, — wenn ihn einmal eine Enttäuschung traf, dann pflegte er sich mit doppelter Kraft und Genußgier in den Strudel des Lebens zu stürzen, — und diese beiden hätten sich am liebsten jeder für sich allein in die tiefste Einsamkeit vergraben. In ihrer schlichten Seelengröße standen sie vor ihm wie eine hohe Mauer, über

die sein Blick nicht hinwegschweifen konnte, und was dahinter war, blieb ihm verborgen. Ja, das waren andere Menschen, als er, er wußte nur nicht, ob schwächere oder stärkere, — jedenfalls aber viel zartere, weichere! Und es war rührend, wie er sein rauhes Wesen seiner Gemahlin anzupassen suchte.

Niemals früher war es ihm eingefallen, etwas Ungeziemendes dabei zu finden, wenn es bei den Herren-Gesellschaften in seinen Gemächern geräuschvoll und manchmal etwas bunt zuzuging, es war das Privilegium der Herren Junker, sich zu amüsiren, wie es ihnen beliebte. Jetzt fiel ihm jedes laute Gelächter auf, und wenn der Rittmeister Sergei Plotnikoff mit dem Degen auf den Tisch schlug und mit seiner Bärenstimme die anderen überschrie, so fuhr der Graf wüthend auf ihn ein: „Bist Du toll, Sergei Michaelow! Meine Frau muß denken, eine Rotte Wahnwiziger sei eingebrochen.“

Unter den alten Kameraden stand es selsenfest, daß die Lust in Deutschland dem Grafen auf die Nerven gefallen sei, aber sie hüteten sich, etwas davon laut werden zu lassen; in gewissen Dingen war er der alte Tollkopf geblieben.

Als er erkennen mußte, daß es viel eher eine Last als ein Vergnügen für seine Frau war, glänzende Gesellschaften besuchen und geben zu müssen, und daß die strahlendsten Juwelen, die kostbarsten Kleider ihr nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen konnten, trachtete er darnach, ihr Heim auf das Herrlichste und Kostbarste auszustücken. Er ließ Kunstwerke, Möbel, Bücher aus der Residenz kommen, ganze Wagenladungen voll, wahllos und verschwenderisch, wie er in keiner Weise Maß zu halten wußte, und sie war gezwungen, täglich neue, ganz bestimmte Wünsche zu ersinnen, wenn sie von ihrem Haus den unbehaglich frostigen Charakter eines Museums fern halten wollte.

Sie war gerührt und überwältigt von seiner Liebe und Fürsorge, und ihr Herz quoll über vor Dankbarkeit und Zärtlichkeit; er lernte spät erkennen, daß das größte Glück des Lebens darin besteht, andere glücklich zu machen, aber er gab sich mit dem ganzen Ungeßüm seiner Natur der neuen Offenbarung hin. Seine unsicher tappenden Versuche, ihr seine überschwengliche Liebe zu beweisen, umstrickten ihr Herz unwiderstehlicher, als die taktvollst eronnenen Aufmerksamkeiten es hätten thun können. Um ihn zu beglücken, nahm sie, was er ihr bot, freute sich darüber und wünschte immer noch mehr, mit der heimlich quälenden Angst, wie das enden sollte. Der Graf rieb sich auf für sie, — nicht pecuniär, aber seelisch.

Sein ganzes Leben lang war er frei und frank geradeaus seinen Weg gegangen, um keinen sich kümmernd, keinem erlaubend, sich als Bürde an ihn zu hängen, — und nun plötzlich hatte er sie auf seine Arme genommen und keinen anderen Gedanken mehr, als ihren Fuß davor zu bewahren, daß er an einen Stein stoße. Das war eine ungewohnte Last für den „tolle“ Grafen, und er zehrte sich auf in der Angst, ob er sie auch zart und stark genug trage.

Eines Tages erklärte er plötzlich, das Schloß müsse umgebaut werden, es sei altmodisch, unbequem und finster, seine Frau müsse sich fürchten in den düsteren Räumen, und sie würde an Heimweh erkranken.

Die Gräfin hatte unvorsichtigerweise einmal ihre Vorliebe für Sansjoui, des großen Friedrichs stilles Asyl verrathen. — Sansjoui, das von seiner sonnigen Höhe wie ein Hort stillen, wunschlosen Friedens auf die blumengeschmückten Terrassen, die grünen Baumwipfel und die spielenden Wasser herabblüht. — Das neue Schloß im Gouvernement Perm sollte ein neues Sansjoui werden. Die Terrassen und Blumenbeete, die Baumwipfel und spielenden Wasser waren bereits vorhanden, man brauchte nur statt des alten, schwerfälligen grauen Kastens ein freundliches, lustiges, helles Schloßchen aufzubauen.

Die Gräfin erschraf. Das alte, ehrwürdige Schloß

seiner Ahnen, mit dem er verwachsen war, wie ein Baum mit der Erde, in der er wurzelte, in das er hineingehörte mit seinem ganzen Wesen, seine Heimat wollte er ihretwegen dahingeben! Das konnte nimmermehr gut enden. Der „tolle“ Graf als Schlossherr in einem echten Philosophen-Heim, — das war widersinnig, — nein wahnsinnig, das mußte sie verhindern um jeden Preis.

Aber da war sein Eisenschädel, gegen den sich nicht ankämpfen ließ. Sie suchte ihn abzulenken, sie bat, sie schwor ihm, daß sie gerade das alte Schloß, wie es sei, über alles liebe, — sie wollte wenigstens einen Aufschub erwirken, — umsonst. Eines Tages traf unverhofft einer der berühmtesten Baumeister Deutschlands ein, Graf Brontischeff hatte ihn zur Conferenz beschieden.

Die Gräfin sah ein, hier war vorläufig jeder Widerstand vergebens, ihr Trost war, daß der Winter vor der Thür stand, der strenge russische Winter, der die Bauhätigkeit ohnehin verbot.

Wider Erwarten erstand ihr in dem Baumeister ein Beistand. Nachdem er den imposanten Stammsitz des alten Geschlechtes Brontischeff in Augenschein genommen hatte, war er geradezu entsetzt, daß man dies in historischer wie künstlerischer Beziehung unersehbliche, stolze Denkmal der Vergangenheit vernichten wollte. Er nannte es ziemlich ungeschminkt einen Bandalismus und erklärte, um alle Schätze des Grafen Brontischeff seine Hand nicht zu einem solchen Frevel leihen zu wollen.

Erleichterten Herzens stimmte die Gräfin ihm bei, auch sie hatte es für eine Sünde, diesen Bau dem Untergang weihen zu wollen; sie, als eine Brontischeff, sei stolz auf diesen Herrensitze, den sie als ihre Heimat lieben gelernt habe. Er erinnere sie an die majestätischen Burgen ihres Vaterlandes, und wenn ihr Gemahl ihr einen Wunsch erfüllen wolle, so möge er ihr in dem runden Eckthurm, von dem aus der Blick so ungehindert weit ins Land hineinschweifen könne, eine richtige Klemenate ausbauen lassen, mit einem Söller daran, damit sie sich als echte Burgfrau fühlen könne.

Was ging den Grafen das Urtheil des berühmten Fachmannes an, was kümmerte er sich um die Meinung der Mit- und Nachwelt? Er that auf seinem Grund und Boden was ihm beliebte. Und ihm war in letzter Zeit das Haus seiner Ahnen nur noch als ein häßlicher, grauer, plumper Steinhäufen erschienen, der zwar gut genug war, Gulen und Fledermäuse zu beherbergen, aber nicht seine zarte, weiße Taube. Doch Sascha schien ihr Herz wirklich an das alte Ding gehängt zu haben, — der Geschmack der Menschen ist oft närrisch genug, — nun, so mochte es seinetwegen unverändert stehen bleiben, bis auf die Klemenate, die sollte sie natürlich haben, — und sofort. Er konnte also doch etwas dazu thun, sein Haus ihr noch heimischer, traunter zu gestalten. Wenn die Gräfin die Klemenate nicht verlangt hätte, so würde der alte herrliche Bau trotz Baumeister und Bandalismus sicher gefallen sein.

Der Thurm war baufällig, es würde einer umfangreichen Renovation bedürfen, um ihn, den seit vielen Jahren keines Menschen Fuß mehr betreten hatte, wieder in bewohnbaren Zustand zu setzen. Das hatte die Gräfin kluger Weise berechnet, so war der ruheloße Geist ihres Mannes wenigstens für längere Zeit beschäftigt.

Graf Brontischeff war Feuer und Flamme für das Project. Gleich am folgenden Tage sollte der Künstler den Thurm besichtigen und dann sofort mit der Ausarbeitung der Pläne beginnen. Er setzte ihm ein wahrhaft fürstliches Honorar aus, mit der Bedingung, daß er die Arbeit auf das möglichste beschleunigen möchte, im Frühjahr müßten die Thurmgemäcker noch zum Bewohnen fertig gestellt werden.

Sein Kopf war so voll von diesem Bau, daß er sich kaum Zeit zum Schlafen nahm. Anstatt nach seiner Gewohnheit beim grauen Morgen zu Bett zu gehen, befahl er, daß man ihm die Thurmshlüssel bringe. Ganz allein ging er nach dem grauen, düsteren Gemäuer hinüber, das trüzig und scheinbar unverwundlich wie ein massiger Felsblock in die fahle Morgendämmerung ragte; wenn man aber genauer hinblickte, sah man die Sprünge und Risse des Alters sich durch das Gestein ziehen wie Runzeln in einem Greisenantlitz.

Nur widerwillig gab das eingerostete Thürschloß nach. In der dunkeln, weiten Halle, die sich vor ihm öffnete, mußte sich rechts im Hintergrunde die Treppe befinden. Einmal, als sechsjähriger Knabe, war es dem Grafen gelungen, heimlich in diesen Thurm zu dringen und die verwitterten Steinstufen hinaufzuklimmen bis auf die Plattform, als das aber seine Mutter erfahren hatte, war sie vor Entsetzen fast in Ohnmacht gefallen, und der Vater hatte mit Schlägen gedroht, wenn der Tollkopf noch einmal das Wagstück unternehmen würde; die Treppe sei baufällig, und bei der geringsten Belastung könne ein Abrutsch der Steine erfolgen.

Das war nun mehr als vierundfünfzig Jahre her,

und die Treppe stand immer noch, und sie würde gewiß noch manches weitere Jahr ausgehalten haben, wenn man statt ihrer nicht hätte eine neue errichten wollen.

Der Graf schritt ohne Besinnen auf sie zu und begann empor zu klimmen, langsam und tappend, denn es war stoddunkel in dem engen Schacht der Wendeltreppe und eigentlich recht gespenstisch. Jedes leiseste Geräusch hallte von den hohen Wölbungen dumpf wieder, oben pfliff der Wind in langgezogenen, klagenden Tönen durch die schiefhart-ähnlichen Oeffnungen der Mauer, und allerhand feltame Laute, Knaden und Knistern gingen um, wie sie in der unheimlichen Stille unbewohnter Gebäude und Räume immer zu vernehmen sind. Dann und wann glitt Körnel oder ein Stückchen Stein unter dem Fuß des Grafen ab, es rieselte und holperte in die Tiefe und erstarrte auf den Granitplatten der Flurhalle. Der Graf achtete nicht darauf, seine ganze Seele war erfüllt von dem Bauplan.

Was war das für ein altes, verrottetes Castell! Eine geschichtliche Merkwürdigkeit, wie es der Baumeister genannt hatte, mochte es ja immerhin sein, vor manchem Jahrhundert schon hatten seine Vorfahren als Kosakenhelfer darin gehaust, aber den Anforderungen der modernen Zeit entsprach es ganz und gar nicht mehr, seinetwegen hätte man es ruhig niederreißen können, er war ja der Letzte seines Stammes, — wenn er einen Sohn hätte, — dann wäre es etwas anderes, dann hätte es in seinem Stamme fortgeerbt, — ja, einen Sohn!

Er hielt im Emporklimmen an und blickte durch einen schmalen Mauer-Spalt nach dem Schloß hinüber. Gerade ihm gegenüber lagen die verhängten Fenster vom Schlafzimmer seiner Gemahlin. — Da ruhte noch in friedlichem Schlummer sein Kleinod, seine weiße Taube. Wie sie sich freuen würde über den vollendeten Bau! — wie entzückend er ihn ihr ausgestalten wollte! — Der Künstler sollte sein bestes Können entfalten; nichts war zu kostbar, nichts zu schwer erreichbar, um seiner Sascha, und sei es nur einen Augenblick, das Leben zu verschönern.

Und wenn der alte Thurm in seinem neuen Gewande prangte, und die Klemenate der Herrin harnte, dann würde er sie an seinem Arm hinaufführen in ihr Tuscolum, und dann sollte sie darin sitzen nach Herzenslust und mit den schönen, dunkeln, ernsten Augen weithin über die düstern, melancholischen russischen Tannenwälder, die wogenden Getreidefelder und die üppigen grünen Wiesen blicken, wie der Philosoph von Sanssouci über die Baumwipfel seines Parkes und die Blumen-Terrassen und die spielenden Wasser. Und wenn er dann kam, der tolle Graf, mit der ewigen Sehnsucht nach ihr im Herzen, so würde sie lächeln, — ihr liebes, sanftes Lächeln, und ihm die Hand entgegenrecken: „ich danke Dir, Wladimir Petrowitsch, Du bist so gut, — so gut!“ Und er würde ihre Hand halb leidenschaftlich, halb scheu an seine Lippen pressen, wie er es immer that, und er würde wie immer halb beseligt, halb bedrückt durch ihre Liebe sein, denn er sah nicht nur den warmen Schein des hingebenden Vertrauens zu ihm in ihrem Auge, er sah auf seinem Grunde auch ein verschwiegenes, schattenhaftes Etwas, — den Trauerflor um das Grabkreuz ihrer Jugendliebe.

Ihm wurde eng und kalt ums Herz. — Warum konnte er das nicht vergessen? Warum konnte er ihrer Versicherung, daß sie ihn mehr liebe als den Jungen, nicht glauben, — anders wohl, — selbstverständlich anders, aber nicht mehr. Liebt eine Tochter darum die Eltern mehr, weil sie aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl für sie dem Erwählten ihres Herzens entsagt, wenn die Liebe für beide Theile sich nicht vereinigen läßt? Und Sascha sah zu ihm auf, hingebend, vertrauend, wie eine Tochter zu dem Vater, das war eine Liebe, die sie ihm getrost auch als Weib des Jungen hätte weiter widmen können, ohne jenem etwas vorzuenthalten, — und er, der Sechzigjährige, er konnte von dem Wahnsinn nicht lassen, das Weib in ihr zu sehen.

Er war nicht in den Büchern gelehrt, der Graf Brontischeff, aber das Leben mit seinen Leidenschaften und Schmerzen, seinen Höhen und Tiefen hatte er studirt von allen Seiten. Er wußte, daß die Jugend zur Jugend gehört, und daß das Herz sich wohl zur Entsagung zwingen, nicht aber das Tempo seiner Schläge sich vorschreiben läßt. Er las ganz deutlich in der Seele seines Weibes, viel deutlicher als sie selbst, und er wußte, daß die dunkeln, ernsten Blicke vom Söller aus nach Westen schweifen würden, nach dem Lande ihrer stillen Sehnsucht, — und trotzdem hielt er sie an seiner Seite fest und ließ die jungen Herzen mit ihrem Anrecht an Glück und Liebe darben? — Ha! wenn er, der Graf Brontischeff, an der Stelle des Jungen gewesen wäre, er hätte sein älteres Recht an die Geliebte mit der Pistole in der Faust verfochten, und er hätte nicht mit der Wimper gezuckt, wenn seine schußsichere Hand jenem mitten auf das Herz gezielt hätte.

Das Blut drängte sich dem Grafen jah zu Kopf, er krampfte die Hand zusammen, als ob er den Griff der Pistole in ihr fühle, und begann von neuem die Treppe emporzufolgen. Er stand wieder vor der hohen Mauer, und so sehr er sich auch auf den Beinen erhob, es war ihm nicht möglich, über sie hinweg zu schauen. Das hatte ihn sonst gepeinigt und verwirrt, heute erhielte es noch mehr sein Blut.

„Und mein ist sie doch,“ knirschte er durch die Zähne, „habe ich sie etwa widerrechtlich an mich gerissen? halte ich sie gegen ihren Willen fest? liebe ich sie weniger, als jener? und sie, — sie liebt mich, — sie liebt mich, ob so, — oder so, — was thut's! sie ist mein! und der Junge, der mag sich gebulden, — warten, — warten? auf meinen Tod. — Den Tod?“

Noch nie hatte er an seinen Tod gedacht; wenn alle Menschen starben, der tolle Graf lebte in ungebrochener Kraft, er blieb ewig jung, wie sie ihm an jenem glückseligsten Tage seines Lebens gesagt hatte, — und jetzt, — jetzt auf einmal dachte er ans Sterben? — Ein heißer Schreck durchzuckte ihn, es flimmerte ihm vor den Augen, er stolperte, schwankte. Schwer fiel er gegen die Mauer, seine Hände suchten nach einer Stütze, — da ein Wanken, Knistern, Brechen unter ihm, dann ein Krachen, Poltern, ein Getöse, als ob der ganze Thurm über ihm zusammenstürze, — er verlor den Boden unter den Füßen, seine Hände griffen haltlos in die Luft, — dann war es finster um ihn und in ihm! Der tolle Graf war begraben unter den Trümmern der zusammengestürzten Treppe des alten Wartthurmes seines Ahnen Schlosses.

Als man ihn unter dem Steinhäufen hervorzog, lebte er noch, aber seine Stunden waren gezählt, er hatte schwere innere Verletzungen davongetragen.

Seine Frau kniete an seinem Lager und hielt ihn mit ihren Armen umschlungen.

„O, Wladimir, um mich, — um mich!“ schluchzte sie, „ich wollte Dir wie eine Sonne das Leben erhellen, und ich habe Dich in Nacht und Elend gestürzt!“

Er streichelte ihr sanft mit den schwachen, zitternden Fingern über das Haar.

„Weine nicht, Saschinka, meine weiße Taube, es ist Zeit, daß ich gehe, — Du bist nun erlöst, und er hat lange genug gewartet, der Junge, daß ihm der Alte Platz mache, aber nicht zu lange, — nicht wahr? — Er wird mir nicht zürnen, daß der Graukopf gern in seinen letzten Lebenstagen in der warmen Sonne sitzen wollte, — er kann nun noch so viel Sonnenschein haben, — so viel! — Ich sterbe leicht, Saschinka, denn ich lasse Dich nicht unbeschützt zurück; er ist mir ein Räthsel gewesen, und ich habe es nicht lösen können, bis auf diese Stunde, aber ich habe keinen besseren Menschen in meinem langen Leben kennen gelernt als ihn. Er wird Dich wie sein Kleinod halten und Dich lieben, wie ich, — mehr kann er Dich nicht lieben, denn eine größere Liebe giebt es nicht, — aber Du, Du wirst ihn heißer umfassen, als den Alten. — Still, Saschinka, das ist so, — das ist der Lauf der Welt, der Mensch muß nichts Widernatürliches verlangen, — ich hab's verlangt, oft, — so oft, ich hatte keine Disciplin in mir, — daran gehe ich zu Grunde, — die Treppe hat's nicht gethan, Sascha, — glaub' das nicht! — Wir alten russischen Junker sind so, das ist schlimm, und die neue Zeit geht über uns dahin und tritt uns unter die Füße; als ich das einsah, als ich mich messen mußte an Euch, da war es zu spät, ein anderer zu werden, und ich hätte es wohl auch früher nicht gekonnt, es lag nicht in mir. — Hast Du Dich nie vor mir gefürchtet, — nie vor mir gezittert Sascha?“

„Nie, Wladimir Petrowitsch, wenn Du doch nur glauben möchtest, daß ich Dich geliebt habe, so sehr, — so sehr, Du Guter, — Treuer!“

„Ich glaube es Dir, — das war ja mein höchstes Glück, das reinste, das ich auf Erden genossen, — gut war ich nur durch Dich, meine weiße Taube! — Und hat es wirklich nie, — nie einen Augenblick gegeben, in dem — Du — gering von mir gedacht hast, Saschinka? Ich war so wild, — so zügellos!“

„Ich habe Dich immer hoch gehalten, Wladimir, nie an dem edeln Kern Deines Wesens gezweifelt, — ich habe es Dir schon einmal gesagt, es giebt keinen Menschen, den ich höher achte als Dich.“

Er lächelte selig, dankbar und sank erschöpft in die Kissen zurück; die Schmerzen peinigten ihn und raubten ihm das Bewußtsein, nur dann und wann kehrte es für Augenblicke wieder, und dann fragte er dringend, angstvoll, ob der Junge angelangt sei. Er wollte nicht eher sterben, bis er da wäre, und mit seiner ganzen, zähen Willenskraft widerstand er dem Tode.

Man hatte gleich nach dem Unglück auf seinen Befehl an den Doctor Bindnagel telegraphirt. Als der nach tagelanger, ununterbrochener Fahrt anlangte, fand er





Riff-Piraten. Nach dem Gemälde von M. Zeno Diemer.

alle vier ritten in Eile vor die Stadt, um im Walde den Strauß auszusuchen.

Der Pfarrrer Friedrich Wendelin, jetzt in Milgow, hatte in seinen Studenten-Tagen in Wittenberg eine feine Klinge geschlagen und mandem Mitternächten einen Stammbuchvers ins Gesicht geschrieben, und der Junker fand seinen Mann. Immer wüthender wurde der vom Trunk Erregte über die Ruhe und Sicherheit, mit der der Pfarrrer seine Ausfälle parirte. Sein Degen glitt beständig ab an der kaltblütig geführten Klinge des andern, in dessen Gewalt er sich allzeit befand, aber der ihn edelmüthig schonte. Da sammelte er seine ganze Kunst und Kraft in drei blitzschnell nach einander folgenden Hinten, — und das Ende war, daß er selbst in die Degenspitze des Gegners rannte. Der Zweikampf war beendet! — Der Junker verdrehte noch ein paarmal die Augen, und blutiger Schaum trat über seine Lippen. Dann streckte er sich röchelnd lang aus. Erschüttert stand der siegreiche Gegner über den Sterbenden gebeugt.

Die Secundanten riefen dem Pfarrrer zur schleunigen Flucht. Und er warf sich auf sein Pferd und sprengte davon, — ein heimatloser, geachteter Mann, der von Amt und Frieden floh. In zwei Stunden war er in Milgow, raffte eiligst sein Geld und einige Kleider zusammen, warf sich auf ein anderes Pferd und ritt nach Süden, ins Reich hinein. — Wohin?

Sein Weg führte an Gelsenfande vorbei. Die Sonne war im Untergehen. Er ritt durch den Baumgang alter Linden, der zum Schloß führte. Da sah er vor sich Jungfer Else gehen in tiefen Gedanken. Die gefalteten Hände hielten einen Strauß Feldblumen.

Als sie den Reiter sich entgegenkommen sah in großer Eile, schloß ihr wieder alles Blut ins Gesicht. Sie schirmte die Augen mit der Hand, die den Strauß hielt, gegen die blendende Abendgluth. Der Reiter hielt vor ihr. „Jungfrau Else,“ sagte er mit der Stimme, die ihr so wohl that und so tief zum Herzen drang, „ich reite davon in die weite Welt! Vor zwei Stunden habe ich Euren Verlobten erschlagen im ehrlichen Waffenstreit! Er hat mich gereizt bis aufs Blut.“ —

Else lehnte leichenblaß am Lindenstamme. Starr blickten ihre großen Augen ihn an. Aber sie blieben thänenleer.

„Der Junker war nicht mein Verlobter!“ sagte sie mit zitternder Stimme, „das wißt Ihr!“

„Ihr sucht mir nicht?“ fragte er und beugte sich vom Pferde zu ihr nieder, und tief senkte wieder sein bittender, brennender Blick sich in ihren.

„Nein! Fahrt mit Frieden!“ sagte Else. Es fuhr wie Sonnenschein über sein Gesicht.

„Gebt mir den Strauß zum Zeichen des Friedens und Andenkens!“ bat er mit weicher Stimme. „Und nun laßt mich eilen, sonst haßchen sie mich!“

„Hier!“ sagte Else und reichte ihm den Reiter. Seine Hand lag in ihrer. „Gott befohlen, und Gottes Lohn!“ Ihre Hände schlossen sich zusammen. Ein langer Blick. — Die Hufen des Pferdes verlangten in der Dämmerung im donnernden Galopp.

Else lehnte am Lindenstamme und weinte. — Die Sonne ging blutroth unter. Der Reiter eilte in die Nacht hinein. — Wohin? — Aber wie zwei freundliche Sterne leuchteten ihm Else's Augen durch die Nacht draußen und drinnen. —

Else war ein stilles, trauerndes Mädchen geworden. Um wen und um was sie trauerte, das wußte aber keiner. Ihre hartnäckige Weigerung, sich zu verheirathen, fand man begreiflich und erklärlich aus dem Kummer um den Abgeschiedenen.

Frau Barbara trug auch großes Leid um das Scheitern ihrer Pläne. Ob der Kummer mit dazu half oder nicht, und die Sorge um die immer böser werdenden Zeitläufte: eines Tages legte sie sich, um nicht wieder aufzuwachen, und die stille, ernsthafte Else schaltete nun in schwerer Zeit als junge Burgfrau und Hausherrin und ließ die Stürme über sich und ihr Haus hinwegwehen. Es war keine Freude mehr am Leben zu finden, und als nun gar die Axt über die Herzöge gesprochen war, und der Vater von Jagd und Fischfang fort mußte, um selbst in Wehr und Waffen in Lehnsplacht als ein treuer Mann zu reiten und zu streiten, da blieb Else als oberste Befehlshaberin auf dem einsamen Schlosse gar einsam zurück.

Eines Tages stand sie auf dem Thurm und sah betrübt und nachdenklich hinaus ins herbftliche Land. Da kamen zwei Reiter auf dem Weg nach Gelsenfande geritten auf durchweichter Straße. Bald erkannte Else sie: es waren zwei Waffentknechte ihres Vaters, die trugen sein Schwert und seine Standarte, beide mit Flor umwunden; er war im ehrlichen Kampf gegen den Feind gefallen, und Else war trauernde Erbin im schwarzen Gewand. Und der Feind lag im Lande und fraß es.

Still ging das Leben dahin, wenn nicht fremdes und immer gefährdetes Kriegsvolk die Straße zog. Gelsenfande lag nicht an der großen Heerstraße der Wallensteiner; das war Else's Glück. Und doch sollte sie des Krieges Noth und Elend in vollen Zügen trinken. Auch auf die Nebenstraßen verirrten sich hungrige Heerhaufen genug.

Zunächst kam eines Tages ein Reiterhaufen in blinkenden Kürassen auf den Hof geritten. Der Befehlshaber war ein rauher Kriegsmann mit rothem Gesicht, barscher Stimme und wildem Blick. Züchtig und sittsam ging ihm die schöne Else entgegen und hob die reinen, klaren Augen zu dem Geharnischten.

„Ich bitte um Euer Schutz und um eine Ehrenwache!“ bat sie mit weicher Stimme und hob flehend die Hände auf zu dem Harnischträger.

Mit Wohlgefallen sah der Reitersmann auf das tapfere Mädchen nieder.

„Soll Euch werden, schöne Jungfrau; nur schont mir den Wein im Keller nicht zu sehr, dann soll Euch kein Härlein gekrümmt werden!“

Kürren stiegen sie von den Säulen, und es sah nicht aus, als ob sie so gar bald abziehen wollten; als sie aber abzogen, und Elsa ihnen aufsehend und doch nicht ohne Dank nachsah, da klangen alle Fässer im Keller hohl. Und sie waren's auch wirklich. Und auch im Geldkasten war's leer geworden.

Darnach kam nach einer Weile, als der Waldstein von

Stralsund abgezogen war, ein anderer Haufen, an dessen Spitze ritt ein gar feiner Herr von altem Adel aus dem Süden. Auch ihm ging Elsa entgegen und trug ihm dieselbe rührende Bitte vor.

Der Führer der Schwadron sah sie mit bewundernden Blicken an. „Einer Sauegarde bedarf es nicht, wo der Hof schon halber Engelhut sich erfreut!“ lautete die Antwort bedenklich genug.

„Die Fässer im Keller sind alle leer!“ gestand Else mit

daß Jungfrau Else verzweifelt die Hände rang: „Wie soll das enden!“

Da kam die Nachricht von dem Anrücken einer Schwedenschar.

Vor ihrem beschleunigten Abmarsch plünderten die Kroaten das Schloß rein aus, nach allen Regeln der Kunst, soviel noch drin geblieben war, und steckten es in Brand. Und was sie an Kostbarkeiten fanden, das packten sie in eine eisenbeschlagene Kiste und luden es auf einen Wagen vor den spannten sie das



Liebeswerben. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

Zagen. Der Führer war abgestiegen und faßte sie unter das Kinn. „Mich dürstet nicht nach Wein, aber nach dem Nektar Eurer Lippen, edle Jungfrau!“ sagte er mit verlangendem Blick auf das schöne, einsame Fräulein.

Sie sprang einen Schritt zurück. „Seid Ihr ein Edelmann?“ fragte sie mit heller, strenger Stimme.

Er verneigte sich mit finsternem Blick. Und er betrug sich als Edelmann gegenüber ihrer strengen Kühle und ihrem ersten Widerstande. Aber auf dem Hofe ging es bunt her. Als er zu Else's Glück bald davon mußte, da küßte er ihr ritterlich die Hand: „Betet einmal für einen wilden Soldaten!“ sagte er, warf sich aufs Pferd und sprengte davon. Else holte wieder tief Athem. Es war doch, als ob sie eine Sauegarde hätte.

Es war wilde, rauhe Zeit. Eine Weile war's ruhig. Da kam die Kunde, daß Gustav Adolf auf Usedom gelandet sei. Und bald darauf drang ein wilder Haufen Soldaten auf dem Rückzug in das Schloß ein. Sie konnten kein Deutsch, nur drei Worte: „Geld, Gold, Silber!“ Und die gebrauchten sie so oft und mit so deutlichen Drohungen,

legte Pferd im Stall und fuhren ab. Und zu allerletzt kam einer, das war der Führer, ein wilder Gesell, der trug die um sich schlagende Else im Arm, und zwei Reiter reichten sie ihm grinsend in den Sattel hinauf. Er hatte ihre Thurm-kammer gesprengt, und im Sturm setzten sie vom Hof, denn die Trompeten der Schweden klangen ihnen gellend in die Ohren, wie Posauern des Gerichts. Ueber Else, die über den Sattelnopf geworfen lag, hatten sich dunkle Schleier der Ohnmacht gebreitet. Ihr langes Blondhaar flatterte im stürmischen Ritt.

Da kam's durch die Lindenallee im reißigen Geschwader einhergebraut, im Sturm vorüber am Schloß, den Kroaten nach wie das Wetter. Ein kurzes, wildes Gefecht, und hin und her lag ein Todter, oder ein Verwundeter stillte das Blut; die Kroaten flohen mit eilenden Füßen. Auf der Flucht stürzten sie die Kiste in den Allensee. Dort liegt sie noch heute. Und wieder stieg der Rittmeister, diesmal der der Schweden, vor dem geplünderten Schloß aus dem Bügel. Im Arm hielt er die bewußtlose Else. Er hatte den Kroaten aus dem Sattel geschossen, der ihm vorher noch die Stirn mit breitem Säbelschiel gezeichnet hatte, daß ihm das rinnende Blut in die Augen





hier und da ein Berg, der wie ein gewaltiger Maulwurfshügel aus der Steppe aufsteht; plötzlich, — es ist mitten in der Nacht, — leuchtet es auf vor uns, links, rechts, — die ganze Gegend erstrahlt auf einmal im elektrischen Lichte. Wie im weisfälligen Kohlenboden drängt sich Bergwerk an Bergwerk. Auf den Geleisen stauen sich Wagenburgen der Güterzüge. Häuser tauchen auf, Paläste, wie wir sie seit dem Verlassen Europa's nicht wiedergesehen. Wir sind in Johannesburg. Vor dreizehn Jahren erst, — es klingt wie ein Märchen, — schlugen hier, in der Mitte eines Hoch-Plateaus, ein paar Abenteurer ihre Hütten auf und schürften nach Gold. Nach vier Jahren schon war auf dem steinig, öden Boden eine Stadt mit 26000 Einwohnern emporgestiegen, und heute zählt sie mehr als 102000 Bewohner. Durch die breiten Straßen und über die großen Plätze stuhlet weltstädtischer Verkehr, drängen sich Equipagen, Lohnfuhrwerke und Straßenbahnen. In den Schaufenstern loden alle Erzeugnisse europäischer Industrie. In den Hotels und Clubs macht sich der Luxus des Goldlandes breit. Auf einer Rennbahn in der Nähe der Stadt wird der Turf gepflegt. Schon umziehen Villenvorstädte die industrielle City. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt dehnt sich über ein Areal von 2500 Morgen ein herrlicher Lustwald von australischen Eufalyptus-Arten, Platanen, Acazien und Coniferen aus, — der Sachsenwald, — der mit seinen prächtigen Fahr-

ist ein eigenthümlicher Menschenschlag, dieses Boeren-Volk, dessen Kampf um seine Freiheit und Unabhängigkeit augenblicklich die ganze Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt. Durch seine Geschichte geht ein tragischer Zug, der ihm das Mitgefühl aller unparteiischen Gebildeten sichert. Vor zweihundert Jahren schon zogen es die aus holländischen, deutschen und französischen Elementen bestehenden Colonisten vor, ihre erste Ansiedelung, die heutige Kapstadt, zu verlassen, um, unabhängig von der sie bedrückenden holländisch-ostindischen Compagnie, als freies Volk sich selbst zu regieren. Aber es ist bis heute nicht zur Ruhe gekommen. Die Macht haben, erst die Compagnie, dann die Engländer, folgten ihnen nach, so oft sie Haus und Hof verließen und weiter nach Norden zogen, um sich auf freier Erde neue Wohnstätten zu gründen. So wanderten sie über den Oranje, dann über die Drakensberge in das Tiefland von Natal und schließlich über den Baal und breiteten sich über das zwischen diesem Flusse und dem Limpopo gelegene Hochland aus. Ein Jahrhundert lang mit den Engländern im Kampfe, bald siegend, bald unterliegend, haben sie sich bis heute in zwei Republiken, dem Oranje-Freistaat und der Südafrikanischen oder Transvaal-Republic, ihre Selbständigkeit erhalten. Nicht immer ist es ihnen leicht gefallen, sich den neuen Verhältnissen des Landes, in dem sie sich niederließen, anzupassen. Mit der Boden-Beschaffenheit und dem Klima des Wohnortes änderten sich

freundschaft und sein Edelmut dem Feinde gegenüber, der in den Kämpfen mit den Engländern oft genug hervorgetreten ist. Andererseits entsprangen dem ihm eigenen conservativen Charakter eine gewisse Starrköpfigkeit, eine Abneigung gegen alles Fremde, ein Mißtrauen gegen alles, was von außen an ihn herantrat. Habe er aber einmal das Mißtrauen überwunden, dann zeigte er sich gegen fremde Eingebungen und Rathschläge nicht unzugänglich. Der conservative Sinn der Boeren äußerte sich besonders in der Achtung vor dem Alter, in dem patriarchalischen Verhältniß der Familien-Glieder zum Oberhaupt der Familie, in der Achtung vor den Gesetzen des Landes und der Unterordnung unter den Willen der Gesamtheit. Diesen Eigenschaften gegenüber stehe aber andererseits wieder die Freiheitliebe, der Sinn für Unabhängigkeit und Selbständigkeit jedes einzelnen und des ganzen Staates. Eine Abneigung, ein Haß der Boeren gegen die Ausländer, wie er ihnen oft nachgesagt wird, bestehe von vornherein nicht. Aber die Boeren verlangen, daß die Ausländer ihre nationalen Gefühle schonen, daß sie die Gesetze ihres Landes achten und sich ihnen unterwerfen, daß sie in das Selbstbestimmungsrecht der Boeren nicht eingreifen, und daß sie vor allen Dingen eines nicht anzulassen wagen; die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Republik. Der Kampf, der um diese Unabhängigkeit jetzt zwischen Boeren und Engländern ausgebrochen ist, war schon seit Jahren vorauszuversagen.

Den Wandertrieb kann das vielverfolgte Volk nicht noch einmal aufheben. Das Land ringsum, im Norden, Süden und Westen, ist britisches Besitzthum geworden, im Osten trennt englischer und portugiesischer Besitz die Republik vom Meere. Es gab für die Boeren nur noch eine Wahl: zu kämpfen oder sich zu unterwerfen. Sie haben das erstere gewählt. Ihr Schicksal muß sich bald entscheiden.



Der Marktplatz in Johannesburg.

und Reitwegen eine Herde der Stadt, für den Besitzer, einen Deutschen, aber in dem holzarmen Lande eine sehr ergiebige Einnahmequelle geworden ist. Johannesburg ist eine internationale Stadt. Von 200 Bewohnern haben nur drei das Bürgerrecht! Vorherrschend sind, im Gegensatz zu der Bevölkerung auf dem freien Lande und auf den Minen, wo hauptsächlich Raffern angesiedelt sind, die Weißen. Als echte Bergwerkstadt zählt sie viermal mehr Männer, als Frauen. Die weiße Bevölkerung setzt sich aus Angehörigen aller Nationen zusammen, nicht weniger als siebenundsechzig von hundert sind Engländer. Nach ihnen überwiegt das deutsche Element. Zahlreiche Minen, an ihren schwarzweißroth angestrichenen Schornsteinen erkennbar, sind in deutschen Händen. Illalene der großen deutschen Banken arbeiten Hand in Hand mit deutschen Industriellen. Vereine der Deutschen pflegen Turnerei und Gesang. In der deutschen Schule, die vor zwei Jahren eröffnet wurde, einem schön gebauten und schön gelegenen Hause, werden jetzt 200 Kinder in sechs Klassen unterrichtet.

Die eigentlichen Herren des Landes, die Boeren (Bauern), verschwinden in dem internationalen Getriebe der Großstadt fast ganz. Die wenigen anständigen sind Burgher (Städter) geworden. Nur an einer Stelle macht sich das alte Boerenthum bemerkbar: auf dem Markte. Der eingeborene Boer ist von Haus aus vorwiegend Viehzüchter, weniger Aderbauer. Früher, bevor die Diamanten und das Gold die Scharen der Ausländer mit ihrer Industrie und ihrem Handel ins Land riefen, begnügte sich der Boer damit, soviel Früchte und Gemüse zu bauen, als er und seine Familie bedurften. Jetzt aber eröffnet sich ihm auf den Diamantfeldern und in den Goldminen-Distrikten ein großes Absatzgebiet für die Producte seines Ackerbaues und seiner Viehzucht. So kommen denn die Boeren, die es nicht vorgezogen haben, ihre Farm zu verkaufen und von ihren Zinsen zu leben, auf Ochsen- und Maulthierwagen zur Stadt und führen ihr die Lebensmittel für die Tausende der in den Minen, Fabriken und Kaufhäusern arbeitenden Bevölkerung zu. Die überwiegende Mehrzahl der Boeren freilich, die fern von den Städten wohnenden Bauern, bewirtschaften ihre Farm für sich allein und leben von den Erträgen ihrer Scholle. Es

auch die Lebens-Bedingungen. Der größte Theil des Oranje-Freistaates ist in Folge der großen Trockenheit der Luft, die hier herrscht, eine weite, ununterbrochene Grassteppe, die in der Regenzeit zwar grün und blüht, in der Trockenzeit aber öde und verdorrt ist. Nur die Flußufer sind vereinzelt mit Sträuchern besetzt. Zwar liefert der Boden, wo er bewässert werden kann, reiche Erträge an Weizen, Hafer, Mais und Tabak. Pfirsiche, Melonen, Weintrauben, Orangen und Feigen gedeihen vortreflich. Doch haben die Boeren bis heute die Viehzucht, die es ihnen gestattet, dem Wasser nachzugehen, dem Ackerbau vorgezogen. Der südliche Theil des Transvaal weist im großen und ganzen dasselbe Vegetations-Bild auf, wie der Oranje-Freistaat. Weiter nach Norden aber geht die Steppe in das Buschfeld über, d. h. in meilenweite, von dichtem, mannes-hohem Acazien-Gestrüpp bewachsene Flächen. Aber auch hier ist der Boden dem Anbau von Kulturgewächsen günstig, wenn nur für hinreichende Bewässerung gesorgt werden kann. Noch weiter nördlich nimmt die Vegetation tropischen Charakter an. Bananen, Palmen, selbst Affenbrodbäume erscheinen, mit ihnen die Thiere der Tropen, Crocodile, Büffel, Onus, Giraffen und Löwen, und der gefährlichste Feind des Menschen in den Tropen, das Fieber. Sonst aber ist das ganze Boeren-Land überaus gesund, ja, für Lungentranke die beste Heilstätte der Welt. Der vielgenannte thatkräftige Ministerpräsident der Cap-Colonie, Sir Cecil Rhodes, kam als Todes-Candidat nach Bloemfontein, der Hauptstadt der Oranje-Republic, und genas hier vollständig von seinem Lungenleiden.

Die wiederholten Wanderungen der Boeren und die Nothwendigkeit, sich den neuen Wohnorten anzupassen, haben in Verbindung mit dem ererbten Freiheitsdrange jene eigenthümlichen, sich widersprechenden Charakter-Eigenschaften erzeugt, die uns an den Boeren auffallen. Es ist gerade jetzt, wo die Boeren von der einen Seite überschwänglich gepriesen, von der anderen Seite geschmäht werden, nicht leicht, ein wahrheitsgetreues Bild ihres Charakters zu erhalten. Ein guter Kenner der Boeren und ihres Landes faßt seine Erfahrungen dahin zusammen, daß, wie die meisten Menschen, auch der Boer gute und schlechte Eigenschaften habe. Zu den ersteren gehörten seine Frömmigkeit und Mäßigkeit, seine Gutmüthigkeit, seine Gast-

von den letzten Tagen des Großvaters. „Sehen Sie“, sagte er, „wie die Sonne scheint und die Decke des Zimmers einen etwas grünlichen Schimmer widerspiegelt? Dies wollte Großvater drei Tage vor seinem Tode gelegentlich einmal sehen, und da das Fenster mit einem Vorhange verbunkelt war, sagte er: Mehr Licht! Und da haben die Menschen ein „leptes“ Wort daraus gemacht. Er hat aber nachher noch vieles andere gesagt.“

**Anna V. in Vlegnis.** — Sie finden die Antwort auf Ihre Frage in dem Aufsatz „Mond-Übergläub“ von Julius Seinde, Jahrgang XXV, Heft 9.

**Abonnentin in Nürnberg.** — Andree hatte mehrere Bosen mitgenommen, um Nachrichten von sich zu geben, leider hat die aufgesetzene Boje sich nicht als Flaschenpost erwiesen. Die sogenannte „Flaschenpost“ dient den Schiffen dazu, Nachricht von einer Gefahr, in der sie schwanden, zu geben; auch wird sie dazu benutzt, um die Richtung der Strömung im Meere zu erforschen. In eine Flasche von hartem Glase, oder in verputzte Holzgefäße werden die Nachrichten (Name des Schiffes, Länge und Breite des Ortes, wo man sich gerade befindet u. s. w.) gelegt, die Gefäße werden dann gut verschlossen und dem Meere übergeben. Soll die Meeresströmung erforscht werden, so sind selbstverständlich mehrere Flaschen auszuwerfen, — die verschiedenen Fundorte bezeichnen dann den Boden die Strömung genommen. Diese Flaschenpost ist etwa seit einem Jahrhundert förmlich organisiert und hat die besten Resultate geliefert. Eine der merkwürdigsten Flaschenposten ist das s. Z. vom Capitain d'Arbuzville aufgefundenen Cedernfäßchen, das, — außen mit Rußschmelze ganz beschichtet, — in seinem Innern eine abgetrocknete Cocca-Nuß enthielt, in der sich ein Bergamottstreifen mit einem kurzen Bericht von der Hand Christoph Columbus' vom Jahre 1493 vorfand. Columbus schrieb: „Ich glaube nicht, daß die Mannschaft den nächsten Tag erleben wird, die Schiffe befinden sich zwischen den westlichen Inseln, und ich übergebe nebst diesem Bericht zwei gleiche den Wellen, in der Hoffnung, daß man sie auffinden wird.“

**Thierfreundin in Innsbruck.** — Die Kage fällt immer auf die Felle. Vor einigen Jahren fand Moment-Photographien aufgenommen worden, welche das Fallen einer Kage aus einem Meter Höhe zeigen: Man sieht, wie das Thier durch Kenderung der Lage seiner Gliedmaßen, durch Krümmen der Wirbelsäule u. s. w. seinem Körper eine Drehung erteilt, sobald es auf die Felle fällt. Wobringen ist diese Fähigkeit nicht nur den Kagen, sondern auch den Aelteren, Freitischen und Fischottern eigen, ja es wird angenommen, daß die Eigenschaft im Thierreich ziemlich weit verbreitet ist.

**Redactions-Post.**

**Frau Gertrud in Altona.** — Sie finden über die sogenannten „lepten“ Worte berühmter Menschen nähere Aufklärung in Goethe's „Tropfen und der Weltgeschichte“. Das Goethe zugeschriebene Wort „Mehr Licht“ ist nicht sein leptes gewesen. Immermann erzählt aus sehr guter Quelle, daß Goethe in seinem Leibeliebsant in den ewigen Todesschlaf hinübergeschlummert sei, und daß selbst die Schwelgerstöcher, Ottilie Goethe, die zu jenen Zeiten lebte, den Moment des Todes nicht bemerkt habe. — Dr. Gerloff erzählt, daß er bei Entel Goethe's im Jahre 1866 einen Besuch gemacht habe und von diesem in dem ganzen Goethe-Hause, das damals noch nicht dem allgemeinen Verkehr zugänglich war, herumgeführt worden sei. „In Goethe's Arbeitszimmer“, sagt Gerloff, „sprach Walther wenig und ich wenige ganz leise. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich bis an die Schwelle des Sterbezimmers, das er nicht betrat. Er erzählte ausführlich